

### 3 Historische Dimension

Ziel dieses Abschnitts ist es, über die Einnahme einer historischen Perspektive Rückschlüsse auf Goethes Bearbeitung des Faust-Stoffes zu gewähren. Um dies sicherzustellen, wird in einem ersten Schritt ein Einblick in die Biografie von Johann Wolfgang von Goethe vorgenommen (Kapitel 3.1). Hierbei liegt das Hauptaugenmerk jedoch nicht auf dem vollständigen Nachzeichnen seines Lebens und Wirkens, sondern vielmehr auf den wesentlichen Faktoren, die eine Relevanz bezüglich der zugrunde gelegten Szene aus Faust II aufweisen. Demzufolge beziehen sich die Ausführungen im nachstehenden Kapitel überwiegend auf Goethes Zeit als Mitglied des Geheimen Rats von Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, in der sich Goethe mit finanzverwalterischen Aufgaben befasste.<sup>12</sup>

Anschließend wird in Kapitel 3.2 die historische Person des Doktor Fausts näher betrachtet. Diesbezüglich wird zum einen nach Anhaltspunkten für seine tatsächliche Existenz gesucht und darüber hinaus auf die geschichtliche Verarbeitung des Faust-Stoffes eingegangen, welche letztendlich in Goethes Werk mündet. Gleichzeitig soll dieses Kapitel dazu beitragen, ein umfassendes Bild des Fausts darzubieten, welches sich aus verschiedenen Überlieferungen, Nachweisen und künstlerischen Inszenierungen konstruiert.

Das anknüpfende Kapitel 3.3 beleuchtet schließlich die historisch-ökonomischen Rahmenfaktoren, die der Entstehungszeit von Goethes Faust II zugrunde liegen. Demgemäß wird sich mit ökonomischen Gegebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts befasst, die einen gewissen Entstehungsrahmen für die zu analysierende Szene in Faust II bilden. So wird einerseits ein Einblick in das ökonomische Zeitgeschehen gewährt, indem die vorherrschenden Zahlungsbedingungen und -gewohnheiten aufgezeigt werden. Diesbezüglich stellt die Verwendung der am Markt existierenden Zahlungsmittel – insbesondere die Verwendung des Münzgeldes – einen wesentlichen Faktor dar. Andererseits wird über die Person des schottischen Ökonoms John Law ein Versuch der Etablierung von Papiergeld skizziert, welcher sinnbildlich für die Papiergeld-Szene aus Faust II steht. So wird angenommen, dass Laws Projekt einen wesentlichen Einfluss auf die Entstehung ebendieser Szene ausübte.<sup>13</sup> In diesem Zusammenhang wird der Zeitraum zwischen der Gründung seiner Notenbank in Paris im Jahre 1716 und dem nur vier Jahre später eintretenden Crash betrachtet.

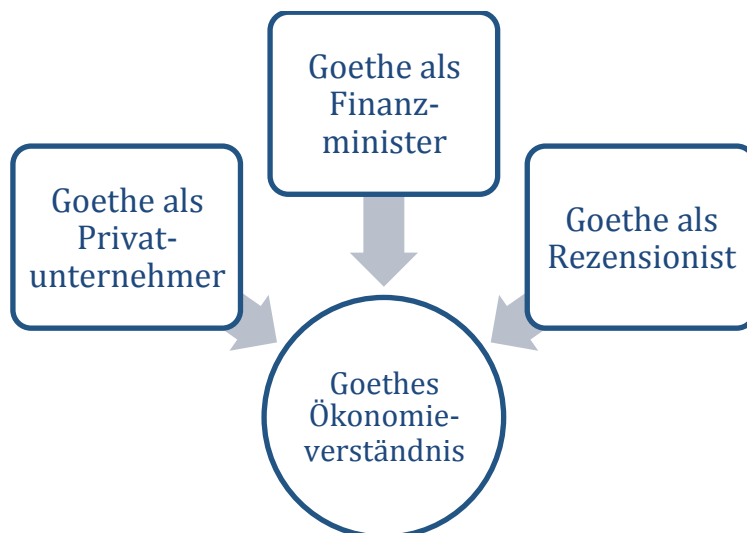
---

<sup>12</sup> vgl. Müller 2012: S. 204.

<sup>13</sup> Bohnenkamp-Renzen 2012: S. 106.

### 3.1 Johann Wolfgang von Goethe – ein Ökonom?

Zugegebenermaßen ist die Überschrift dieses Kapitels etwas spitz formuliert. Wahrscheinlich würden die wenigsten Menschen, die nach Johann Wolfgang von Goethe gefragt werden, an einen Ökonomen denken als vielmehr an einen (wenn nicht gar *den*) bekanntesten deutschen Dichter unserer Kulturgeschichte. Nichtsdestotrotz soll an dieser Stelle gezeigt werden, dass Goethe durchaus über ein ökonomisches Gespür verfügte, welches anhand einiger Episoden seines Lebens und Wirkens skizziert wird. Hierbei wird Goethe in seinen Rollen als Privatunternehmer, Sammler und Rezensionist ökonomischer Literatur sowie Finanzminister am Hofe Sachsen-Weimar-Eisenach beschrieben. Auf diese Weise soll ein Bild entstehen, welches einen kleinen Eindruck von Goethes Ökonomieverständnis erlaubt und in folgender Abbildung illustriert wird:



**Abbildung 2: Goethes Ökonomieverständnis**  
(Quelle: Eigene Darstellung.)

So verfügte Goethe, ausgestattet mit seinem Familienerbe, dem Gehalt seiner höfischen Anstellung sowie zahlreicher Einnahmen aus seinem literarischen Wirken über ein beachtliches Vermögen, welches ihm die Privilegien eines Unternehmers bescherte. Auch wusste er seine Mittel gekonnt einzusetzen, was ihn bei der Finanzierung seines Haushaltes, seiner Reisen und seiner Sammlungen zugutekam.<sup>14</sup> Ein exzellentes Beispiel für Goethes Geschäftssinn lässt sich in seinem Verhandlungsgeschick mit dem Verleger Vieweg beschreiben, dem Goethe im Jahre 1797 die Druckrechte zu seinem Werk „Hermann und Dorothea“ anbot:<sup>15</sup>

<sup>14</sup> vgl. Schefold 2012: S. 85.

<sup>15</sup> vgl. ebd.

Um herauszufinden, wie viel sein Werk dem Verleger wert war, bediente sich Goethe eines genialen Schachzuges: In einem verschlossenen Brief notierte er die Summe, die er mit dem Verkauf der Druckrechte erzielen wollte. Den Umschlag gab er einem von ihm beauftragten Vermittler, der ihn sicher verwahrte. Dieser Vermittler bat nun seinerseits den Verleger Vieweg um sein Angebot. Anschließend verglich der Vermittler den Betrag Viewegs mit der Summe aus dem nun geöffneten Brief Goethes. Sofern das Angebot des Verlegers größer war als die von Goethe notierte Summe, kam das Geschäft zu Goethes Konditionen zustande. Andernfalls würde es nicht zustande kommen.<sup>16</sup> Durch dieses Vorgehen war der Verleger gezwungen, seine persönlichen Wertvorstellungen preiszugeben. Er befand sich folglich in einem Dilemma: Ein zu niedriges Gebot ging mit der Gefahr des Verlustes der Druckrechte einher, während ein zu hohes Gebot dazu führen konnte, dass er ggf. mehr bezahlen musste, als er eigentlich gewillt war.

Mit diesem geschickten Verhandlungstrick erfand Goethe eine Preisbildungssystematik, auf dessen Grundüberlegungen der amerikanische Ökonom William Vickrey zwei Jahrhunderte später – im Jahre 1997 – ein Modell entwickelte, für das er einen Nobelpreis erhalten sollte. Nach seiner Theorie zur Zweitpreisauktion, der sog. Vickrey-Auktion, erhält derjenige den Zuschlag, der das zweithöchste Gebot in einer Auktion platziert. Dieses, so Vickrey, entspricht am ehesten dem Kaufpreis, der einer wahren Schätzung des tatsächlichen Wertes des Auktionsgegenstandes gleichkommt.<sup>17</sup> Folglich erfand Goethe seinerzeit ein ökonomisches Modell, welches er zu seinem persönlichen Nutzen einsetzte, ohne dabei an eine systematische Ausarbeitung zu denken.

Dass sich Goethe nicht nur der Dichtkunst verschrieb, lässt sich zudem mit seiner Übernahme verschiedener amtlicher Aufgaben in der Rolle des Geheimen Rates des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach begründen. Diese Stellung nahm er im Jahre 1788 an, nachdem er seine Italienreise beendet hatte und wieder in Weimar eingetroffen war.<sup>18</sup> So oblag ihm die Funktion eines Finanzministers, der insbesondere mit der Verwaltung der höfischen Zahlungsströme betraut war. In dieser Zeit war es üblich, dass die Haupteinnahmequelle des Hofes aus Zinsen bestand, welche „von *feudalabhängigen Bauern und Grundherren entrichtet werden mussten*.“<sup>19</sup> Hinzu kamen Einnahmen aus Zöllen, Steuern sowie verschiedenen Hoheitsrechten.<sup>20</sup>

---

<sup>16</sup> vgl. Schefold 2012: S. 85.

<sup>17</sup> vgl. ebd.

<sup>18</sup> vgl. von Engelhardt 2007: S. 157.

<sup>19</sup> Müller 2012: S. 204.

<sup>20</sup> ebd.

In seiner Funktion als Berater genoss er bald den Ruf eines klugen Kenners dieser wirtschaftlichen Verhältnisse, den es nicht nach einer reinen Gewinnmaximierung zog, sondern der vielmehr nach einer Bewahrung ersehnter Lebensverhältnisse strebte. Sein Handeln wurde dabei maßgeblich von der Weiterentwicklung der ökonomischen Wissenschaften beeinflusst, wobei er sich nie systematisch mit einzelnen ökonomischen Theorien auseinandersetzte.<sup>21</sup> So war Goethe beispielsweise vom schottischen Nationalökonom Adam Smith fasziniert, dessen Werke er in seiner Bibliothek in Weimar sammelte. Ferner veröffentlichte er eine Vielzahl an Rezensionen zu ökonomischen Schriften, wobei insbesondere die Auseinandersetzung mit Henry Thorntons Werk zur Papiergeldzirkulation zu nennen sei.<sup>22</sup> Folglich kam Goethe über das Werk „Der Papier-Credit von Großbritannien“ nachweislich mit dem Phänomen des Papiergeldes in Berührung.<sup>23</sup>

Zudem stellte die Idee der Papiergeldemission eine reale Episode in Goethes Wirken als Finanzminister am Hofe des Herzogs dar. Ausgelöst durch die Kriegereignisse von 1806 geriet die Finanzlage von Sachsen-Weimar-Eisenach in eine Krise. Da Napoleon dem Herzogtum eine Kontribution in Höhe von 2,2 Millionen Francs auferlegte – diese Summe entsprach den gesamten Steueraufkommen eines Jahres – bewegte es sich am Rande einer Zahlungsunfähigkeit.<sup>24</sup> Bereits nach dem Begleichen der ersten Rate war es nicht mehr möglich, die erforderlichen Summen in Bargeld aufzubringen. Hinzu kam, dass Napoleon seinem ehemaligen Kriegsgegner weder Erlass noch Minderung zusprach, was den Herzog Carl August im Jahre 1810 auf die Idee brachte, seine finanzielle Situation durch die Ausgabe von Papiergeld zu entspannen. Allerdings handelte es sich bei seinem Entwurf um ein Billett, welches lediglich im eigenen Land zu gebrauchen war und erheblichen Widerstand seitens des Geheimen Consiliums hervorrief.<sup>25</sup>

Goethe, der sich zu dieser Zeit in Karlsbad aufhielt, kommentierte die Planung der Papiergeldausgabe in einem Brief an den Geheimen Rat Christian Gottlob von Voigt. In diesem äußerte er sich besorgt über die Pläne des Herzogs. Insbesondere der Kurs der Bankzettel, welcher bereits vor der tatsächlichen Einführung der Note nicht sicher war, bot Goethe Anlass zur Kritik. Denn dieser würde dazu führen, dass Kaufleute und Wirte bereits im Vorfeld höhere Forderungen erheben, demnach einen höheren Betrag in Papiergeld

---

<sup>21</sup> vgl. Klauss 2012: S. 82.

<sup>22</sup> vgl. Schefold 2012: S. 89.

<sup>23</sup> vgl. Knortz / Laudenberg 2014: S. 114.

<sup>24</sup> vgl. Müller 2012: S. 207.

<sup>25</sup> vgl. ders.: S. 209.

einfordern, um die erwarteten Kursverluste vorzeitig abzufedern. Somit würde der scheinbare Geldsegen letztendlich zu einer Verteuerung aller Waren und Dienstleistungen führen.<sup>26</sup>

Abkürzend sei an dieser Stelle erwähnt, dass der Herzog Carl August schließlich von seinem Vorhaben der Papiergeldemission Abstand wahrte und es schließlich entgültig fallen ließ. Welchen Beitrag Goethes Brief dazu beigesteuert hat, kann nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden. Jedoch zeigt er deutlich die Position, die Goethe in Bezug auf dieses Vorhaben repräsentierte.<sup>27</sup>

Gewiss würden sich noch weitere Episoden identifizieren lassen, die einen Einblick in Goethes Ökonomie- und Finanzverständnis gewähren. Jedoch sollen die hier exemplarisch aufgeführten Ereignisse genügen, um einen Eindruck von Goethes wirtschaftlichem Leben und Wirken gewinnen zu können.

### 3.2 Die historische Figur des Doktor Fausts

Wenn wir heute an Faust denken, dann sind unsere Vorstellungen vornehmlich durch das von Goethe geschaffene Bild geprägt, welches Faust als *„den Typus des Menschen, der durch Irrtum zur Klarheit, durch strebendes Bemühen zur Erlösung gelangt.“*<sup>28</sup> Dabei liegen die Ursprünge dieser sagenumwobenen Gestalt weitaus früher zurück. Sie entstammen einer Zeit, in welcher der Glaube an Hexen, Geister und Zauberei einen Großteil der Bevölkerung beherrschte und in der jedes schlimme Schicksal, aber auch vieles für den Verstand Unerklärliche dem Werk des Teufels zugeschrieben wurde.<sup>29</sup> Dass Anfang bis Mitte des sechzehnten Jahrhunderts tatsächlich eine reale Person namens Faust lebte, die mit den genannten Kräften der Schwarzen Magie in Verbindung gebracht werden kann, zeigt folgende Zeitleiste (Abb. 3). Sie umfasst Einzelnachweise, welche im Wesentlichen auf brieflichen Korrespondenzen von Zeitgenossen des historischen Fausts beruhen:

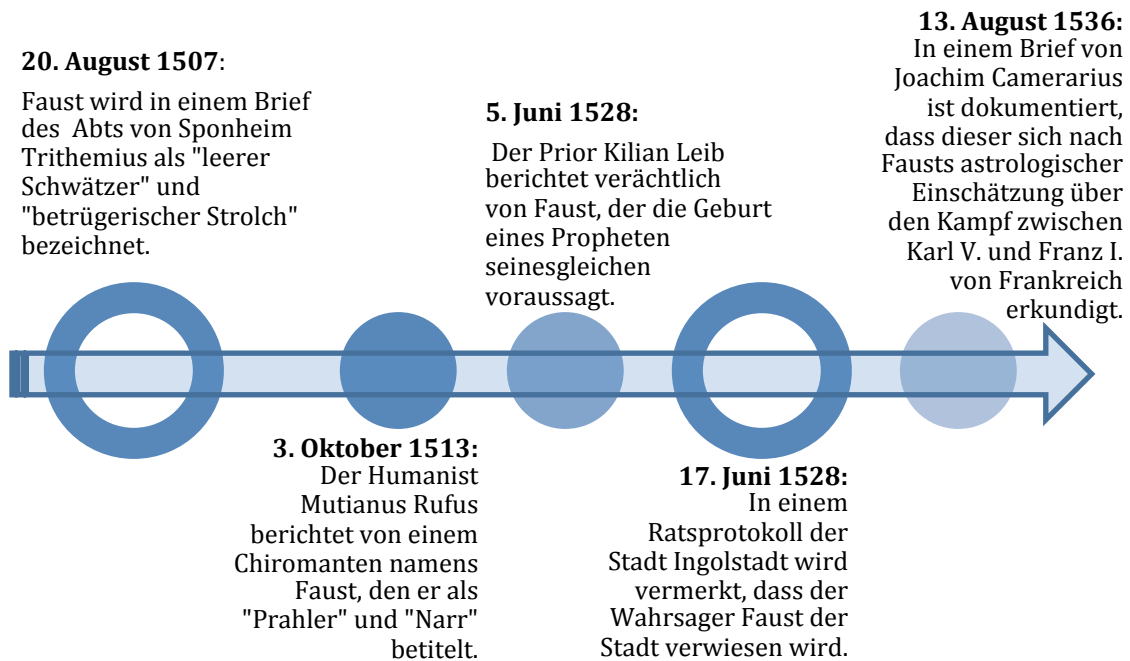
---

<sup>26</sup> vgl. Müller 2012: S. 210.

<sup>27</sup> vgl. Müller 2012: S. 210.

<sup>28</sup> Neubert 1932: S. IX.

<sup>29</sup> vgl. Neubert 1932: S. X.



**Abbildung 3: Historische Belege zur Person Faust**

Quelle: Eigene Darstellung. Daten entnommen aus Neubert 1932: S. XII – XIII.

Die Erwähnungen spiegeln ein eher negativ behaftetes Bild seiner Person wider, das Faust vornehmlich als zwielichte Person darstellt. So werden ihm Kenntnisse in der Chiromantie, also der Handlesekunst, der Pyro- und Hydromantie, folglich dem Wahrsagen aus dem Feuer bzw. Wasser, nachgesagt, was ihm den Ruf eines Nekromanten (Schwarzkünstler) einbringt.<sup>30</sup> Auch der Volkswirt Hans Christoph Binswanger<sup>31</sup> identifiziert den historischen Faust als sog. Schwarzkünstler, indem er auf eine Aufschrift auf der Außenwand des Gasthauses *Zum Löwen* in Freiburg im Breisgau verweist.<sup>32</sup> Dort heißt es, dass im Jahre 1539 ein „wunderlicher Nigromanta“<sup>33</sup> namens Doctor Faustus „*elentlich gestorben*“<sup>34</sup> sei, indem ihm der oberste Teufel Mephistopheles nach Ablauf eines 24-jährigen Paktes „*das Genick abgebrochen, und seine arme Seele der ewigen Verdammnis überantwortet [habe]*“.<sup>35</sup> Somit lässt sich aus den aufgeführten historischen Nachweisen schließen, dass ein Mann namens Faust in etwa zwischen Ende des fünfzehnten bis Mitte des sechzehnten Jahrhunderts existiert haben müsste, dem bereits zu Lebzeiten ein sagenumwobener Ruf vorauselte.

<sup>30</sup> Neubert 1932: S. XII.

<sup>31</sup> In Kapitel 4.2 wird näher auf die Deutung Binswangers eingegangen, indem der von ihm aufgestellte Zusammenhang von Alchemie und Wertschöpfung nachgezeichnet wird.

<sup>32</sup> Binswanger 2009: S. 13 f.

<sup>33</sup> ders.: S. 14.

<sup>34</sup> ebd.

<sup>35</sup> ebd.

Auch nach seinem Ableben war die Person des Fausts Gegenstand vieler Erzählungen, die allmählich zu einem „*Gemisch von viel Dichtung und wenig Wahrheit geworden [waren]*“.<sup>36</sup> Dass die Vorstellung des Fausts – wie sie über Jahrhunderte vorherrschte – noch bis heute gegenwärtig ist, wird im Wesentlichen auf das Volksbuch vom Doktor Faust, welches im Jahre 1587 von Johann Spies herausgegeben wurde, zurückgeführt. So heißt es auf dessen Titelseite:

*„Historie von Doktor Faust, dem weitbeschrienen Zauberer und Schwarzkünstler, wie er sich dem Teufel verschrieben, was er bis dahin für seltsame Abenteuer erlebt, selber veranstaltet und betrieben hat, bis er endlich seinen wohlverdienten Lohn empfangen.“*<sup>37</sup>

Schon aus diesen einleitenden Worten lässt sich erkennen, welches Bild von Faust erzeugt wird. So ist das Buch einerseits als Warnung vor Zauberei und dem Pakt mit dem Teufel und andererseits zur Unterhaltung geschrieben.<sup>38</sup> Es beschreibt den in der Nähe von Weimar geborenen Faust als exzellenten Theologiestudenten, der sich alsbald von der Heiligen Schrift abwendete und der Zauberei zuwandte, um schließlich den Teufel, Mephistopheles, zu beschwören.<sup>39</sup> Zudem findet sich in dem Volksbuch der oben bereits erwähnte Pakt, den Faust mit Mephistopheles schließt. Dort gelobt Faust, „*daß wenn 24 Jahre vom Datum dieses Briefes [...] vorübergelaufen, er [der Teufel, A. d. V.] mit mir nach seiner Art und Weise, wie es ihm gefällt, zu schalten, walten, regieren*“<sup>40</sup> könne. In diesem Sinne geht Faust ein Bündnis ein, welches sein Schicksal manifestiert, indem seine Seele nach Ablauf der Frist unwiderruflich an den Teufel übergeht.

Im Laufe der Jahre entstanden noch weitere Schriften, die das Leben und Wirken des Fausts dokumentierten und seinen Mythos im Medium des Volksbuches lebendig erhielten. Hierzu zählen exemplarisch die 1599 erschienene „*Warhafftige Historia*“<sup>41</sup> von Georg Rudolff Widman sowie „*Das Faustbuch des Christlich Meynenden*“<sup>42</sup>, welches auf das Jahr 1725 datiert ist. Beide Werke besitzen einen eher dokumentierenden Charakter. So werden die Lebensstationen Fausts nachgezeichnet und von seinen erlebten Abenteuern berichtet.<sup>43</sup>

---

<sup>36</sup> Neubert 1932: S. XIX.

<sup>37</sup> Spies 1587: Titelblatt (S. 7).

<sup>38</sup> Neubert 1932: S. XX.

<sup>39</sup> ebd.

<sup>40</sup> Spies 1587: S. 50.

<sup>41</sup> Neubert 1932: S. XXII

<sup>42</sup> ders.: S. XXIV f.

<sup>43</sup> vgl. ders.: S. XXV.

Die erste dramaturgische Bearbeitung des Faust-Stoffes geht auf den englischen Dichter Christopher Marlowe zurück, der, inspiriert durch das deutsche Volksbuch, als Schöpfer des Faustdramas angesehen werden kann.<sup>44</sup> Im Gegensatz zu den Volksbüchern gelingt es Marlowe, Faust „Adlersflügel“<sup>45</sup> zu verleihen, indem er ihm eine gehobene Persönlichkeit zuspricht und sein Streben nach Macht aufzeigt. So kommt es bereits kurz nach dem Erscheinen seines Werkes, welches auf die Jahre 1589 bzw. 1592 festgelegt wird, zu den ersten schauspielerischen Inszenierungen des deutschen Volksschauspiels, die auch die Bürger in ihren Bann ziehen.<sup>46</sup> Ferner nehmen sich Puppenspieler dem Drama von Doktor Faust an, was dazu führte, dass in kürzester Zeit zahlreiche Versionen und Abwandlungen der ursprünglichen Fassung vorherrschten, die durch den Einfluss des im

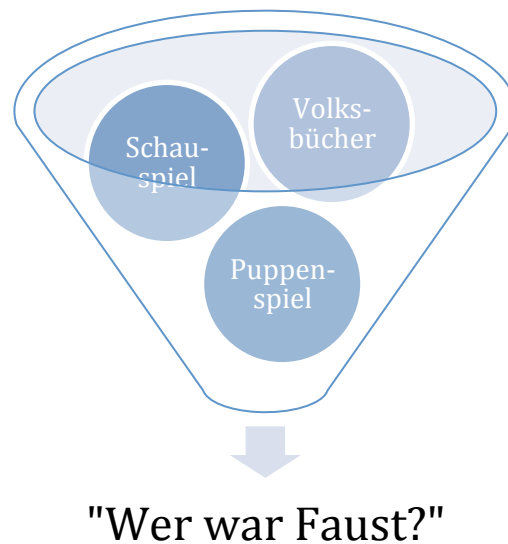


Abbildung 4: Das Bild des Fausts  
(Quelle: Eigene Darstellung.)

achtzehnten Jahrhundert populär werdenden Hanswursts<sup>47</sup> zunehmend komische Elemente enthielten.<sup>48</sup>

Als Goethe sich schließlich der Figur des Fausts annahm, „waren Held und Stoff seit Jahrhunderten mit Magie und mit dem Teufel verbunden.“<sup>49</sup> So wurde über die Bearbeitung des Fauststoffes in Volksbüchern, die Inszenierung in Schauspielen auf der Volksbühne sowie die Umsetzung in Puppenspielen, ein Bildnis des Fausts geschaffen, welches über hunderte von Jahren gewachsen war.

Goethe stand folglich in seiner Rolle als schöpferischer Dichter vor der Herausforderung, aus dem gewachsenen „Alten“ etwas „Neues“ und zugleich „Besonderes“ zu erschaffen.<sup>50</sup>

In Anlehnung an den Germanistikprofessor Leo Kreutzer gelang Goethe dies mit folgendem Kunstgriff: „Die unglaubliche Modernität des Faust beruht auf einem ebenso raffinierten wie

<sup>44</sup> vgl. Neubert 1932: S. XXVI.

<sup>45</sup> ders.: S. XXVI.

<sup>46</sup> Neubert belegt deutsche Faustaufführungen für Graz (1608), Dresden (1626), Prag (1651), Lüneburg (1666), Danzig (1668), München (1679), Bremen (1688) und Basel (1696). (vgl. ebd.)

<sup>47</sup> Der Hanswurst war eine der ersten Figuren im deutschen Puppenspiel.

<sup>48</sup> vgl. Neubert 1932: S. XXVIII.

<sup>49</sup> ders.: S. XXXI.

<sup>50</sup> vgl. ebd.



*simplen Trick des Autors. Aus dem Pakt mit dem Teufel wird dort bekanntlich eine Wette.*<sup>51</sup> Somit ermöglicht es Goethe, mit einer minimalen Modifikation der Ursprungssage, den „Stoff dramaturgisch in die Moderne [zu] überführ[en].“<sup>52</sup> So handelte es sich bei dem historischen Faust aus den Sagen und Erzählungen um einen Mann, der früher oder später sein vorgezeichnetes Schicksal erfährt, indem seine Seele unausweichlich (nach 24 Jahren) vom Teufel geholt wird. Goethes Faust hingegen kann die gleichen Unternehmungen und „Wundertaten“<sup>53</sup> durchleben wie der historische Faust, nur dass sein Schicksal durch das Eingehen der Wette mit Mephistopheles grundsätzlich offen gehalten wird, wie die Zeilen 1699 bis 1706 aus dem ersten Teil der Tragödie zeigen:

*„Werd’ ich zum Augenblicke sagen:  
Verweile doch! du bist so schön!  
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,  
Dann will ich zugrunde gehen!  
Dann mag die Totenglocke schallen,  
Dann bist du deines Dienstes frei,  
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,  
Es sei die Zeit für mich vorbei!“*<sup>54</sup>

Kreutzer kommentiert diesen Umstand mit folgenden Worten: „Mit dem Wortlaut der Wette, den Faust dem Teufel vorschlägt, verwandelt sich der alte Sagen-Held in ein prototypisches Subjekt der Moderne.“<sup>55</sup> Demnach durchlebt Faust, gemeinsam mit Mephistopheles als „Projektleiter“<sup>56</sup>, verschiedene Episoden, die allesamt zum Scheitern verurteilt sind. So bildet die Verführung der Margarete im ersten Teil des Fausts den ersten Versuch Mephistopheles, Faust zu seinem höchsten Augenblick zu führen und damit die Wette zu gewinnen. Auch die vielen Episoden im zweiten Teil führen nicht zu dem von Mephistopheles angestrebten Ergebnis. Erst mit Fausts imaginierten Projekt der Landerschließung (Zeilen 11579 bis 11582) gehen ihm folgende Worte über die Lippen:

*„Solch ein Gewimmel möchte’ ich sehn,  
Auf freuem Grund mit freiem Volke stehn.  
Zum Augenblicke dürft’ ich sagen:  
Verweile doch, du bist so schön!“*<sup>57</sup>

<sup>51</sup> Kreutzer 2011: S. 115.

<sup>52</sup> ebd.

<sup>53</sup> ebd.

<sup>54</sup> Goethe 2010: S. 57.

<sup>55</sup> Kreutzer 2011: S. 115 f.

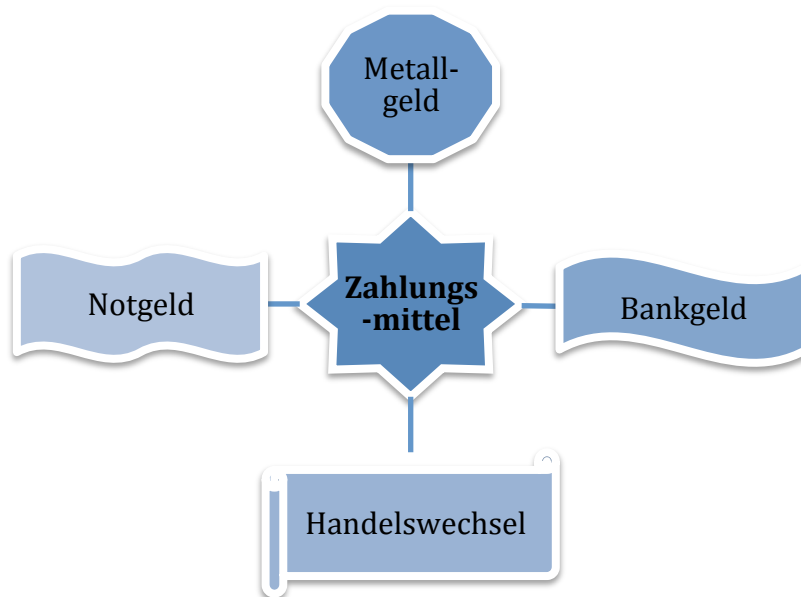
<sup>56</sup> ders.: S. 116.

<sup>57</sup> Goethe 1982: S. 423.

Auch wenn die Verwendung des Konjunktivs („dürft“<sup>58</sup>) zeigt, dass Faust die Wette gegen Mephistopheles nicht verloren hat, findet er an dieser Stelle der Tragödie trotzdem sein (weltliches) Ende.<sup>59</sup>

### 3.3 Der (ökonomische) Entstehungshintergrund von Faust II

Zu Goethes Lebzeiten, genauer gesagt im 18. Jahrhundert, sind vornehmlich vier Zahlungsmittel zu benennen, die im Rahmen dieses Kapitels vorgestellt werden:



**Abbildung 5: Zahlungsmittel im 18. Jahrhundert**

(Quelle: Eigene Darstellung. Daten entnommen aus: Rist 1947: S. 16 – 17.)

Hier ist es insbesondere ein Zahlungsmittel, auf das jedermann zurückgriff: das Metallgeld. Als anerkanntes Tauschmittel wechselten die Münzen in der Bevölkerung von Hand zu Hand, was dazu führte, dass ihr Zustand als eher schlecht zu bezeichnen war. Die starke Abnutzung sowie die gezielte Beschneidung der Geldstücke, um deren Gewicht zu verändern resp. den Edelmetallanteil zu verringern, kennzeichneten die sich im Umlauf befindenden Münzen.<sup>60</sup> Hinzu kam, dass das Recht der Münzprägung nicht einer zentralen Institution unterlag, sondern vielen Landesherren und Reichsstädten, was zu einer Vielzahl unterschiedlicher *Geldsorten*<sup>61</sup> führte.<sup>62</sup>

<sup>58</sup> Goethe 1982: Z. 11581.

<sup>59</sup> vgl. ders.: S. 423.

<sup>60</sup> Benad-Wagenhoff 2012: S. 64.

<sup>61</sup> Im Jahre 1766 werden allein für Goethes Geburtsstadt Frankfurt 26 Sorten Goldmünzen und 14 Arten Silbermünzen gelistet, die sowohl deutscher als auch ausländischer Herkunft sind. Im gesamten Heiligen Römischen Reich deutscher Nationen befanden sich Ende des 18. Jahrhunderts 166 unterschiedliche Münzen im

Daneben existierten sog. Handelswechsel, die insbesondere die Geschäfte zwischen Kaufleuten erleichterten. Sie stellten eine Schuldkunde dar, die den Wechselschuldner dazu verpflichteten, einen bestimmten Geldbetrag innerhalb einer festgesetzten Frist an den Inhaber des Wechselpapiers auszuhändigen.<sup>63</sup> Auf diese Weise wurde ein reibungsloser Handel, der sich über Städte- und Ländergrenzen erstreckte, erleichtert. Schließlich waren die Vertragsparteien beim Abschluss eines Geschäfts nicht mehr darauf angewiesen, größere Beträge in Form von Münzgeld bereitzuhalten. Somit war es die vordergründige Funktion des Wechsels, Waren schneller in den Umsatz zu bringen, als es mit einer Barzahlung möglich wäre, da diese das Zustandekommen eines Geschäfts verzögern würde. Auch wenn sich die Form des Handelswechsels als kaufmännisches Zahlungsmittel etabliert hatte, dachte zu dieser Zeit niemand daran, sie als Geld im eigentlichen Sinne zu beschreiben. Denn mithilfe des Wechsels verfolgte man das vordergründige Ziel eines schnelleren Warenabsatzes, ohne dabei auf den Gebrauch von Geld angewiesen zu sein. Der Wechsel stellte in diesem Zusammenhang vielmehr einen Kreditanspruch dar und war somit eher ein Instrument für Kaufleute, auf das eine endgültige Zahlung erfolgte.<sup>64</sup>

Ferner existierte mit dem Bankgeld eine weitere Form von Zahlungsmitteln, welches sich auf zwei unterschiedliche Weisen konstituierte: Einerseits als eine Art Gutschrift auf einem Girokonto, der ein gleich hoher Betrag in Metall gegenübergestellt wurde. Demnach musste eine Bank den Gegenwert aller im Umlauf befindlichen Gutschriftspapier bereithalten, was folglich einer 1:1-Deckung der Papiere entsprach.<sup>65</sup> Auf der anderen Seite stellte das Bankgeld einen zirkulierenden Kredit dar. Zwar war auch hier die Bank zu einer Einlösung der Banknote in Bargeld bei Sicht verpflichtet, allerdings musste sie nicht die gesamte Höhe der umlaufenden Papiere in Metallwährung vorrätig halten. Folglich war sie in der Lage, eingezahlte Kredite weiterzuerleihen, um auf diesem Weg eine weitere Geldsumme in den Umlauf zu bringen.<sup>66</sup>

Bei genauerer Betrachtung des Bankgeldes wird folgender Umstand deutlich: Sofern die Rückforderungen der Noteninhaber und Summe des Kassenbestandes der Bank korrespondieren, funktionierte der zugrunde liegende Wechselmechanismus reibungslos. Überstiegen aber die rückforderbaren Einlagen die tatsächlichen Barbestände, wuchs das Risiko einer Zahlungsunfähigkeit.

---

Einsatz, die im Inland geprägt wurden. Hierbei sei anzumerken, dass alle Münzen als gültiges Zahlungsmittel anerkannt wurden. (vgl. Rosseaux 2012: S. 66).

<sup>62</sup> Benad-Wagenhoff 2012: S. 64.

<sup>63</sup> vgl. Wöhe / Döring 2008: S. 608.

<sup>64</sup> vgl. Rist 1947: S. 16 f.

<sup>65</sup> vgl. ders.: S. 15.

<sup>66</sup> vgl. ebd.

Als Letztes im Bunde sei das Notgeld erwähnt, welches, wie der Name schon vermuten lässt, in Notzeiten von der Regierung ausgegeben wurde und als Ersatzwährung fungierte.<sup>67</sup> Als einen wesentlichen Grund hierfür seien insbesondere Kriegstätigkeiten zu nennen, die schlichtweg zu fehlendem Klein- bzw. Münzgeld führten.<sup>68</sup>

Zusammenfassend betrachtet bleibt anzumerken, dass im allgemeinen Zahlungsverkehr des achtzehnten Jahrhunderts nur das Metallgeld im Gebrauch war. Der Einsatz von Handelswechseln beschränkte sich lediglich auf den Personenkreis der Kaufleute und diente vorwiegend einem schnelleren Zustandekommen von Geschäftsabschlüssen. Zudem beschränkte sich auch der Kreditmechanismus des Bankgeldes auf Fabrikanten und Einzelhändler, welche auf diese Weise ihre Geschäfte vorantrieben. Folglich war die Banknote „[...] nur ein Mittel, das echte Geld in Umlauf zu bringen, jenes echte Geld, das allein die definitive Schuldzahlung ermöglicht (weil es der Gläubiger nicht zurückweisen darf) und dessen Besitz um seiner selbst willen erwünscht ist.“<sup>69</sup>

Der Versuch der Etablierung von Papiernoten, welche die Rolle von Gold, Silber und Münzgeld übernehmen sollten, wird im folgenden Verlauf beschrieben. Diesbezüglich war es der schottische Ökonom John Law (1671 – 1729), der über die Gründung einer Notenbank in Paris die Wirtschaft stimulieren und die Staatsschulden minimieren wollte.<sup>70</sup> Dabei war der Sohn eines Goldschmieds der festen Überzeugung, dass die Schaffung von Geld gleichzeitig eine Schaffung von Reichtum ermöglicht.<sup>71</sup> Dies begründete er mit dem Zusammenhang, dass eine Volkswirtschaft, die ausschließlich Edelmetalle, also Silber und Gold als Pfand akzeptiere, stagniert und demgemäß nicht wachsen könne.<sup>72</sup>

Sein Vorschlag der Papiergeldemission schien bei dem französischen Regenten, dem Herzog Philipp von Orléans, Interesse zu wecken, da dieser die durch die lange Regierungszeit von Ludwig XIV leere Staatskasse zu sanieren versuchte.<sup>73</sup> So wurde schließlich im Jahre 1716 die Banque Générale gegründet, über die zunächst gegen Einlagen von Gold und Silber Papiergeld zu einem festen Wechselkurs ausgegeben wurde.<sup>74</sup> Bereits zwei Jahre später begann die nun in die königliche Banque Royale umgewandelte Notenbank, Papiergeld ohne Deckung auszugeben. Begünstigt wurde dieses Vorgehen insbesondere über die

---

<sup>67</sup> vgl. Rist 1947: S. 15.

<sup>68</sup> vgl. Bohnenkamp-Renken 2012: S. 207 f.

<sup>69</sup> Rist 1947: S. 19.

<sup>70</sup> vgl. Bohnenkamp-Renken 2012: S. 106.

<sup>71</sup> vgl. Rist 1947: S. 24.

<sup>72</sup> vgl. Eisenträger 2012: S. 23.

<sup>73</sup> vgl. ebd.

<sup>74</sup> vgl. ebd.

wirtschaftlichen Tätigkeiten Frankreichs in Übersee.<sup>75</sup> Demnach nutzte Law die sogenannte Louisiana-Kompanie, eine Aktiengesellschaft, die vorzugsweise zur „ökonomischen Erschließung der neuen französischen Kolonie“<sup>76</sup> in Amerika gegründet wurde, um das Spekulationsinteresse der Anleger zu wecken. Law versprach riesige Reichtümer, die in Übersee zu holen waren, was schließlich zu einer immensen Spekulationsblase führte.<sup>77</sup>

Bereits nach kurzer Zeit stellte sich jedoch heraus, dass es keine erhofften Reichtümer in den Kolonien gab, was die Anleger bald dazu anregte, ihre Noten schnellstmöglich wieder in Gold- und Silbermünzen zu wechseln. Die daraufhin als Reaktion von Law festgelegte Höchstbesitzmenge an Metallgeld i. H. v. 500 Livre sowie die Erhebung der Banknote als offizielles staatliches Zahlungsmittel sorgte letztendlich dafür, dass die Anleger jegliches Vertrauen in das Papiergeld verloren.<sup>78</sup> Infolgedessen brach eine Panik aus, die mehreren Menschen bei ihrem Versuch ihre Noten einzutauschen, das Leben kostete. Die Banque Royale musste ihre Tore schließen, der Aktienkurs brach vollständig ein und alle unternommenen Maßnahmen Laws zur Stabilisierung des Kurses scheiterten, sodass er letztendlich als Finanzminister entlassen wurde und nach Brüssel flüchtete.<sup>79</sup>

### **3.4 Erstes Zwischenfazit: Historische Anknüpfungspunkte zur Szene**

Betrachtet man nun die drei dargestellten Dimensionen vor dem Hintergrund der abgebildeten Szene aus Faust II, ergibt sich eine Vielzahl an Parallelen, die im Rahmen dieses ersten Zwischenfazits aufgezeigt werden sollen.

So wurde dargestellt, dass Goethe nicht nur im Zuge seiner Rezensionen ökonomischer Literatur mit Papiergeld in Berührung kam, sondern darüber hinaus, in seiner Rolle als Finanzminister am Hofe des Herzogs, mit diesem Phänomen konfrontiert wurde. Hierbei sind die Parallelen aus Goethes Biografie und der Szene im Lustgarten verblüffend: Sowohl der Kaiser aus Faust II als auch der Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisennach gebieten über ein Königreich bzw. Herzogtum, welches sich am Rande der Zahlungsunfähigkeit bewegte. Ferner stellt das Papiergeld in beiden Dimensionen einen möglichen Lösungsweg dar, um die Staatskasse zu sanieren.

Während sich der Herzog Carl August jedoch aktiv mit dem Gedanken der Papiergeldemission beschäftigte und schließlich aufgrund verschiedenster Faktoren Abstand von seinem Vorhaben gewann, legitimiert der Kaiser in Faust II das Papiergeld mit seiner

---

<sup>75</sup> vgl. Bohnenkamp-Renken 2012: S. 107.

<sup>76</sup> ebd.

<sup>77</sup> vgl. ebd.

<sup>78</sup> vgl. Eisenträger 2012: S. 25.

<sup>79</sup> vgl. ebd.

Unterschrift unbewusst: „*Ich ahne Frevel, ungeheuren Trug! Wer fälschte hier des Kaisers Namenszug!*“<sup>80</sup> In diesem Sinne lässt sich festhalten, dass der weitere Verlauf in Historie und Literatur zwar ein anderer ist. Nichtsdestotrotz beruht die zugrunde liegende Situation auf manchen Ähnlichkeiten.

Wendet man sich nun der Person des Fausts zu, so lassen sich auch hier erhebliche Zusammenhänge zwischen der historischen Person und Goethes Figur identifizieren. Demnach wurde aufgezeigt, dass der historische Faust als Nekromant resp. Schwarzkünstler bezeichnet wurde, der über Kenntnisse der Magie verfügte. Ohne Zweifel lassen sich hierfür zahlreiche Passagen aus Goethes Gesamtwerk (sowohl Faust I und Faust II) heranziehen, wobei, in Bezug auf die abgebildete Szene im Lustgarten, vornehmlich das „*Flammengaukelspiel*“<sup>81</sup> zu nennen ist, welches Faust entfachte. Hier ist die Nähe zur Pyromantie, d. h. der Feuerkunst, erkennbar, welche dem historischen Faust nachgesagt wurde. Folglich verfügen Goethes Figur sowie ihr historisches Vorbild über gleichartige Eigenschaften.

In Bezug auf den ökonomischen Entstehungshintergrund wurden weitere Faktoren herausgestellt, die einen immanenten Bezug zur Lustgarten-Szene aufweisen. Diesbezüglich sei einerseits das handelsübliche und anerkannte Zahlungsmittel Metallgeld genannt. Dieses stellte das geläufigste Zahlungsmittel im 18. Jahrhundert dar und war demnach, wie in Kapitel 3.3 beschrieben, in einem eher schlechten Zustand. Auch Mephistopheles weiß die Nachteile des Münzgeldes geschickt gegen die Vorzüge der Papierwährung auszuspielen: „*Man wird sich nicht mit Börs' und Beutel plagen, Ein Blättchen ist im Busen leicht zu tragen*“<sup>82</sup>. Und weiter: „*Und der Soldat, um rascher sich zu wenden, Erleichtert schnell den Gürtel seiner Lenden.*“<sup>83</sup> Wie gezeigt, war die Handhabung des Münzgeldes tatsächlich mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, zumal durch das weit verstreute Recht der Münzprägung eine Vielzahl unterschiedlicher Geldsorten vorherrschte.

Ferner lässt sich eine Nähe von Mephistopheles Papiergeld zu dem in Goethes Lebzeiten vorherrschenden Zahlungsmittel des Handelswechsels konstruieren. So erlaubte es der Handelswechsel, Geschäfte abzuschließen, ohne dabei eine größere Menge an Münzgeld bereithalten zu müssen. Der Wechsel stellte in diesem Sinne einen Kreditanspruch dar, welcher dem Gläubiger eine abschließende Münzzahlung garantierte. Im Rahmen der Szene aus Faust II umschreibt Mephistopheles diesen Umstand wie folgt: „*Ein solch Papier, an*

---

<sup>80</sup> Goethe 1982: Z. 6063 – 6064.

<sup>81</sup> ders.: Z. 5986.

<sup>82</sup> ders.: Z. 6103 – 6104.

<sup>83</sup> ders.: Z. 6108 – 6109.

*Gold und Perlen statt, Ist so bequem, man weiß doch, was man hat; Man braucht nicht erst zu markten, noch zu tauschen, Kann sich nach Lust und Lieb am Wein berauschen* <sup>84</sup>. Selbst der o. g. Rückwechsel in Münzgeld wird von ihm aufgerufen: *„Will man Metall, ein Wechsler ist bereit“* <sup>85</sup>.

Das überdies beschriebene Bankgeld, welches zu Goethes Zeiten einer Papiergutschrift mit 1:1-Deckung durch Metall entsprach und von Banken bei Sicht eingelöst werden musste, lässt sich in ähnlicher Form anhand des Papiergeldes in Faust II wiederfinden. Diesmal ist es die Aussage des Kanzlers, der die Eigenschaften der Notenwährung anpreist: *„Der Zettel hier ist tausend Kronen wert. Ihm liegt gesichert als gewisser Pfand, Unzahl vergrabnes Gut im Kaiserland.“* <sup>86</sup> Nun zeigt sich jedoch an dieser Stelle, dass Goethes Papiergeld, im Gegensatz zum realen Bankengeld, über keine gegenwärtig vorherrschende Deckung durch Metallgeld verfügt, sondern lediglich über die ungehobenen Schätze des Kaiserreichs legitimiert wird: *„Und fehlt es da, so gräbt man eine Zeit“* <sup>87</sup>

Dieser Ausspruch Mephistopheles schlägt schließlich die Brücke zum schottischen Ökonomen John Law. Schließlich war er derjenige, der mit seiner Pariser Notenbank Papiergeld ohne jegliche Deckung ausgab. Das Versprechen von Mephistopheles gleicht dem Versprechen Laws in vielerlei Hinsicht. So entsprechen die versprochenen Bodenschätze im Kaiserreich (Faust II) den von Law vorgegaukelten Reichtümern der französischen Kolonie in Übersee. In beiden Fällen beruht die suggerierte Deckung nicht auf Fakten, sondern vielmehr auf (leeren) Versprechungen.

Abschließend lässt sich festhalten, dass in Goethes Faust II an vielen Stellen ein Bezug zu historischen Gesichtspunkten besteht. Dieser begründet sich sowohl in Goethes Biografie als auch in der Figur des Fausts sowie den ökonomischen Lebensbedingungen im 18. Jahrhundert. In diesem Sinne belegt die Analyse der historischen Dimension verschiedenste Anknüpfungspunkte zur Szene und kann dementsprechend als bestätigt angesehen werden.

Ob darüber hinaus vertiefende ökonomische Zusammenhänge hergestellt werden können, soll im Rahmen des nachstehenden vierten Kapitels geklärt werden. Die dort vorgenommene Analyse entspricht dem sachlogischen Aufbau dieses Kapitels, indem zunächst die Dimensionen geklärt und anschließend auf die Szene transferiert werden.

---

<sup>84</sup> Goethe 1982: Z. 6119 – 6122.

<sup>85</sup> ders.: Z. 6123.

<sup>86</sup> ders.: Z. 6058 – 6060.

<sup>87</sup> ders.: Z. 6124.